

Ernst Cassirer
Gesammelte Werke
Hamburger Ausgabe

Band 9

Aufsätze
und kleine Schriften

1902–1921



Meiner

ERNST CASSIRER
AUFsätze UND KLEINE SCHRIFTEN
(1902–1921)

ERNST CASSIRER

GESAMMELTE WERKE
HAMBURGER AUSGABE

Herausgegeben von Birgit Recki

Band 9

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

ERNST CASSIRER

AUFSÄTZE UND KLEINE SCHRIFTEN
(1902–1921)

Text und Anmerkungen
bearbeitet von
Marcel Simon

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

Diese Ausgabe ist das Ergebnis einer engen Zusammenarbeit des Felix Meiner Verlags mit der Universität Hamburg, der Aby-Warburg-Stiftung, der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt, sowie mit der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius. Sie erscheint komplementär zu der Ausgabe »Ernst Cassirer, Nachgelassene Manuskripte und Texte« (Hamburg 1995 ff.).

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Cassirer, Ernst: Gesammelte Werke / Ernst Cassirer. Hrsg. von Birgit Recki. – Hamburger Ausg. – Hamburg : Meiner
Bd. 9. Aufsätze und kleine Schriften : (1902 - 1921) / Text und Anm.
bearb. von Marcel Simon. – 2001
ISBN 3-7873-1409-1

Zitiervorschlag: ECW 9

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 2001. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platte und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. – Satz: KCS GmbH, Buchholz. Druck und Bindung: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100 % chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany. ∞

INHALT

AUFSÄTZE UND ABHANDLUNGEN

Der kritische Idealismus und die Philosophie des »gesunden Menschenverstandes« (1906).....	3
Kant und die moderne Mathematik (1907).....	37
Zur Frage nach der Methode der Erkenntniskritik. Eine Entgegnung (1907).....	83
Das Problem des Unendlichen und Renouviere »Gesetz der Zahl« (1912)	105
Hermann Cohen und die Erneuerung der Kantischen Philosophie (1912)	119
Erkenntnistheorie nebst den Grenzfragen der Logik (1913)	139
Die Grundprobleme der Kantischen Methodik und ihr Verhältnis zur nachkantischen Spekulation (1914)	201
Philosophische Probleme der Relativitätstheorie (1920)	217

IDEE UND GESTALT. GOETHE – SCHILLER – HÖLDERLIN – KLEIST (1921; ²1924)

Goethes »Pandora«	243
Goethe und die mathematische Physik. Eine erkenntnis- theoretische Betrachtung.....	268
Die Methodik des Idealismus in Schillers philosophischen Schriften.....	316
Hölderlin und der deutsche Idealismus	346
Heinrich von Kleist und die Kantische Philosophie.....	389

REZENSIONEN, SELBSTANZEIGEN UND KLEINE SCHRIFTEN

Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen (1902)	439
Rudolf Keussen, Bewusstsein und Erkenntnis bei Descartes (1906)	441
»Persönliche« und »sachliche« Polemik. Ein Schlußwort (1909)	444
Richard Höningswald, Beiträge zur Erkenntnistheorie und Methodenlehre (1909)	447
Voraussetzungen und Ziele des Erkennens (1910)	460
Aristoteles und Kant (1911)	468
Charles Renouvier, Traité de logique générale et de logique formelle (1914)	484
Hermann Cohen. Worte gesprochen seinem Grabe am 7. April 1918 (1918)	487
Zur Lehre Hermann Cohens († 4. April 1918) (1918)	494
Hermann Cohen (1920)	498
Zum Plan einer neuen Fichte-Ausgabe (1920)	510

ANHANG

Vorrede und Einleitungen zu: Gottfried Wilhelm Leibniz, Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie (1904/1906; ² 1924)	515
Einleitung in: Leibniz, Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand (1915/1926)	599
Vorwort zur ersten Auflage von »Idee und Gestalt« (1921)	616
Editorischer Bericht	621
Abkürzungen	625
Schriftenregister	627
Personenregister	651

AUFSÄTZE
UND ABHANDLUNGEN

Der kritische Idealismus und die Philosophie des
»gesunden Menschenverstandes«¹
(1906)

Der Kantischen Philosophie ist ein neuer Retter erstanden. Wenn sie bisher durch den Streit der Schulen bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde, wenn die Fülle und der Gegensatz der Auslegungen sie immer mehr zu verdunkeln drohte, so ist nunmehr endlich die Lösung des Rätsels gefunden, das uns seit einem Jahrhundert gequält hat. Und so klar und einleuchtend ist diese Lösung, daß vor ihr jeder Widerspruch verstummen wird. Die Anarchie der philosophischen Sekten und Lehrmeinungen muß nun von selbst schwinden: Die Philosophie steht endlich im Begriff, das Ziel zu erreichen, das Kant selber vergeblich für sie ersehnt hat. Sie wandelt sich zu einer evidenten Wissenschaft, die fortan an logischem Range weder der Mathematik noch der mathematischen Naturwissenschaft nachsteht. An die Stelle schwankender Parteimeinungen tritt ein exaktes Lehrgebäude; an die Stelle des zügellosen Spiels der Originalitätssucht tritt die strenge schulgemäße Ausbildung. Solche Erhöhung und Festigung ihres Wertes aber verdankt die Philosophie lediglich der neuen Methode, auf die sie gegründet wird. Eine Methode, die freilich heute noch kaum gekannt und verstanden wird: die aber nichtsdestoweniger die alleinige und sichere Gewähr für allen künftigen Fortschritt in sich birgt.

Derartige Ankündigungen und Versprechungen müssen das lebhafteste Interesse aller derer wachrufen, denen »Philosophie am Herzen liegt«.² Und die Erwartung wird noch höher gespannt, wenn man hört, welche geschichtlichen Schutzpatrone die neue Ansicht sich erwählt. Es ist die Lehre von Jakob Friedrich Fries und Ernst Friedrich Apelt, an die sie wiederum anknüpft, die sie erst wahrhaft beleben und den Zeitgenossen verständlich machen will. Der Name dieser Männer muß in der Tat ein günstiges | Vorurteil erwecken; waren sie es doch, die mitten in dem metaphysischen Getriebe ihrer Zeit den Blick unbeirrt auf das wesentliche Objekt gerichtet hielten, auf das Kant die philosophische Forschung für immer verwiesen hatte: auf die Prinzipien der Mathematik und der mathematischen Naturwissen-

¹ [Zuerst veröffentlicht als erstes Heft des ersten Bandes der »Philosophischen Arbeiten«, hrsg. v. Hermann Cohen und Paul Natorp, Gießen 1906.]

² [Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft (Sämtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge, hrsg. v. Gustav Hartenstein, Bd. III), Leipzig 1867, S. 260 (B 376); vgl. Hermann Cohen, Kants Theorie der Erfahrung, 2., neubearb. Aufl., Berlin 1885, S. VI.]

schaft. Sie haben, wie immer man über ihre endgültigen Lösungen urteilen mag, die Grundfrage der theoretischen Philosophie lebendig gehalten und sie der Folgezeit rein überliefert. Wenn die Erneuerung und Deutung ihrer Lehre mit wissenschaftlicher Gründlichkeit durchgeführt wird, wenn sie an spekulativer Tiefe ihren Gegenstand erreicht: so dürfen wir von hier aus in der Tat eine Belebung der allgemeinen philosophischen Bildung der Zeit erhoffen.

Der Führer freilich, der sich uns anbietet, um uns zu diesem Ziel zu geleiten, Herr Leonard Nelson,³ hat uns den Eingang in das System nicht eben erleichtert. Sein Stil trägt überall dem Tagesgeschmack Rechnung, den seine Philosophie zu bekämpfen behauptet. Nicht in ruhiger und sachlicher Erörterung werden die Grundlagen der Fries'schen Lehre vor uns klargelegt, sondern immer wieder lenkt die Betrachtung zu polemischen Exkursen ab und ergeht sich in pathetischen Beteuerungen oder Angriffen. Die Art, in der Nelson die Gegner der Friesschen Auffassung abzufertigen sucht, kann nur zur Verwirrung, nicht zur Klärung des eigentlichen Streitpunktes dienen. Nirgends gönnt er ihnen eine klare und zusammenfassende Darstellung ihrer Ansicht; immer von neuem unterbricht er sein Referat mit höhnischen Glossen und Zwischenbemerkungen. Wir verzichten darauf, ihm gegenüber das gleiche Verfahren zu üben. Wir wollen die Lehre Nelsons kennenlernen, ehe wir sie beurteilen; wir wollen sie so getreu als möglich wiedergeben und ihren eigentlichen Kern herausstellen, ehe wir über ihren Wert und die Stellung, die ihr innerhalb der Geschichte der Philosophie gebührt, eine Entscheidung fällen. |

I.

Wenn wir nach den Gründen der Streitigkeiten fragen, die die philosophischen Schulen bisher entzweit haben – so beginnt Nelson seine Argumentation –, so werden wir alsbald finden, daß der Gegensatz immer nur die Aussprache und die Formulierung der Prinzipien, nicht ihre konkrete Anwendung und Handhabung betraf. Im wirklichen Leben folgen wir alle denselben Grundsätzen, gleichviel, welcher abstrakten Lehrmeinung wir uns zuneigen mögen. Zwiespältig und strittig werden unsere Meinungen erst dann, wenn wir versuchen, sie

³ Leonard Nelson, Die kritische Methode und das Verhältnis der Psychologie zur Philosophie. Ein Kapitel aus der Methodenlehre, in: Abhandlungen der Fries'schen Schule, Neue Folge 1 (1904–1906), H. 1, S. 1–88 u. ders., Jakob Friedrich Fries und seine jüngsten Kritiker, in: a. a. O., H. 2, S. 233–319.

zu einem begrifflichen Ganzen zusammenzuschließen, sie zu zerlegen und allgemein auszusprechen. Haben wir diesen Unterschied aber erst einmal erfaßt, so besitzen wir damit bereits ein sicheres Mittel, uns vor allem Irrtum zu schützen. Es gilt nur, eine Methode ausfindig zu machen, die diesen primitiven Urstand unserer Erkenntnis, von dem die philosophische Reflexion uns immer mehr entfernt hat, wieder zurücker schafft: Es gilt, diejenige Philosophie wieder in uns herzustellen, die uns als »Naturanlage« von Anfang an gegeben ist. »Diese Unterscheidung giebt uns daher ein Mittel an die Hand, den Prinzipienstreit zu schlichten. Greifen wir nämlich aus den Erfahrungen des Lebens solche Urteile und Beurteilungen heraus, über die Einigkeit herrscht, so können wir diese zergliedern und so durch ein *regressives* Verfahren den philosophischen Prinzipien nachspüren, die in den vorliegenden Urteilen und Beurteilungen zur Anwendung kommen und gemeinsam vorausgesetzt werden. Durch fortgesetzte Zergliederung und Abstraktion von den besonderen Anwendungen müssen wir schließlich auf irgend welche letzte und höchste Voraussetzungen kommen, und diese werden wir dann für sich herausheben können.«⁴

In diesem Verfahren ist, wie Nelson hervorhebt, der gewöhnliche Gang der Beweisführung, wie er sonst in der Wissenschaft angewandt wird, direkt in sein Gegenteil verkehrt. Wenn man sonst von den Gründen zu den Folgen herabsteigt, so soll hier umgekehrt der Grund erst durch die Folgen bestätigt werden. Wir können die ersten Prinzipien und ihre Geltung nicht aus höheren Gründen ableiten: Wir können sie nur in den abgeleiteten Ergebnissen selbst »aufweisen«, sofern wir zeigen, daß sie in ihnen implizit als Voraussetzung enthalten sind. Es gibt keine andere Bewährung eines Grundsatzes, als indem wir dartun, daß er in allen unseren empirischen Urteilen in tatsächlichem Gebrauch ist. Und es wäre ein verderblicher Irrglaube, wenn man diese rein faktische Aufzeigung eines Grundsatzes vom logischen Standpunkt aus als minderwertig betrachten würde. Die Philosophie hat es nur deshalb noch nicht zum Rang einer evidenten Wissenschaft gebracht, weil man sich von diesem prinzipiellen Mißverständnis nicht loszumachen vermochte: weil man von ihr verlangt hat, daß sie ihre Grundsätze beweisen solle. »Es ist ein ganz irriges logisches Vorurteil, daß sich alle Wahrheit beweisen lassen müsse. Durch alle Beweise können wir vielmehr nichts erkennen und entdecken, was nicht schon implicite in den Grundsätzen lag, wir können uns nur dieses deutlicher machen und klarer zum Bewußtsein bringen. Beweise

⁴ Nelson, Die kritische Methode, S. 4 f.

sind nur notwendig und möglich für mittelbare, abgeleitete Sätze, aber ebenso unnötig wie unmöglich für Grundsätze.«⁵

Schon in diesen ersten einleitenden Sätzen haben wir daher einen neuen Einblick in das Wesen des »Kritizismus« erhalten, das bisher fast allgemein verkannt worden ist. Der »Kriticismus in der Philosophie« besteht in nichts anderem als »in der Befolgung der regressiven Methode«.⁶ Wo immer wir von der Aufstellung von Prinzipien ausgehen, um aus ihnen in deduktiver Ableitung die Folgerungen zu entwickeln, da gehen wir dogmatisch, wo immer wir dagegen gegebene Urteile und Beurteilungen des tatsächlichen Lebens zugrunde legen, um sie in ihre Bedingungen zu zerlegen und damit die Prinzipien, auf die sie sich stützen, erst zu entdecken, da gehen wir kritisch vor. Nun befolgt zwar auch die empirische Wissenschaft einen ähnlichen analytischen Gang, indem auch sie mit den Einzeltatsachen beginnt, um rückschreitend aus ihnen das allgemeine Gesetz zu gewinnen. Von der »abstraktiven« Methode der Philosophie aber ist dies Verfahren der induktiven Forschung doch in seiner Tendenz und seinem Ergebnis deutlich unterschieden. Die Induktion führt niemals auf Grundsätze, sondern immer nur auf Lehrsätze; die allgemeinen und notwendigen Wahrheiten sind für sie nicht das Ziel, bei dem sie endet, sondern immer schon der Anfang, den sie allenthalben voraussetzen muß. Die kritische Philosophie hingegen nimmt den Tatbestand unserer Urteile hin, wie sie ihn vorfindet, nicht um seine Wahrheit zu beweisen, noch um seine Entstehung zu erklären, »sondern um aus ih[m] die rein begriffliche Erkenntnis zu abstrahieren und auf ihre obersten Principien | zurückzuführen. Hat sie diese gefunden, so stellt sie sie als System der Philosophie auf.«⁷

Es ist demnach klar, daß die letzten Ergebnisse dieser Philosophie von jenen ersten Zugeständnissen, die wir der naiven Vorstellung entnommen haben, ihrem Werte nach abhängig bleiben. Nur sofern wir faktisch gewisse Gesetze anerkennen, müssen wir auch die logischen Bedingungen ihrer Möglichkeit einräumen.⁸ Das Verfahren der »Reflexion«, kraft dessen wir uns die Grundgesetze zum klaren und deutlichen Bewußtsein bringen, erschafft doch keineswegs ihren eigentlichen Erkenntniswert. Die Reflexion kann nur aus gegebenen Wahrheiten Folgerungen ableiten; sie kann Prämissen, die unabhängig von ihr feststehen, weiter aufklären und verdeutlichen, aber sie ist

⁵ A. a. O., S. 5.

⁶ A. a. O., S. 7.

⁷ A. a. O., S. 9 f. [Zitat S. 10].

⁸ A. a. O., S. 12 f.

unfähig, irgendeine fundamentale Wahrheit schöpferisch aus sich hervorgehen zu lassen. Wollen wir uns eines solchen produktiven Urgrundes des Wissens versichern, so müssen wir uns hierfür auf ein anderes seelisches Vermögen stützen. »Der Grund [der] obersten Urteile muß [...] unabhängig von der Reflexion in einer unmittelbaren Erkenntnis liegen, die selbst die obersten Gründe für alle Urteile, d.h. für alle mittelbare Erkenntnis enthält. Eine solche unmittelbare Erkenntnis ist die Anschauung, sowohl die empirische Anschauung als Grund aller empirischen Urteile, wie die mathematische Anschauung als Grund aller mathematischen Urteile. Die Einheit und Notwendigkeit aber, die wir faktisch in unserm Denken finden und die wir durch die metaphysischen Grundsätze aussprechen, kann nicht aus der Anschauung entspringen; denn sie kommt uns *nur* durch Reflexion zum Bewußtsein. Ihr Ursprung kann aber auch – sofern sie *synthetische* Einheit ist – nicht in der Reflexion liegen, da sie vielmehr schon eine Voraussetzung jedes Urteils der Reflexion bildet. Es giebt folglich eine unmittelbare Erkenntnis nicht anschaulicher Art, die den Grund unserer metaphysischen Urteile bildet. Wir nennen sie die *unmittelbare Erkenntnis der reinen Vernunft*.«⁹

Haben wir die Notwendigkeit einer solchen unmittelbaren Erkenntnis einmal eingesehen, so haben wir damit den archimedischen Punkt entdeckt, von dem alle Philosophie fortan ihren Ausgang nehmen kann. Jetzt brauchen wir keine Schwierigkeiten mehr zu fürchten, da wir gegen alle Einwände, die sich gegen unsere Methode erheben können, von vornherein gerüstet sind. »Aller Streit um Irrtum und Wahrheit, aller Zweifel und | alle Ungewißheit bezieht sich auf die Urteile der Reflexion und betrifft ihre Vergleichung mit der unmittelbaren Erkenntnis, die sie wiederholen. Um diese unmittelbare Erkenntnis kann gar kein Streit sein, ihre Gewißheit kann nie in Frage gestellt und des Irrtums verdächtigt werden, denn Irrtum ist nur Abweichung von der unmittelbaren Erkenntnis, falsche Wiederholung der unmittelbaren Erkenntnis, falscher Ausspruch der unmittelbaren Erkenntnis. Diese liegt daher der Möglichkeit des Irrtums bereits zu Grunde; wer sie für irrig erklärt, widerspricht sich selbst, der weiß nicht, was die Worte Irrtum und Wahrheit bedeuten. Aller Irrtum und Zweifel gehört der Reflexion und kann die unmittelbare Erkenntnis nicht antasten.«¹⁰ Damit aber ergibt sich freilich zugleich unwidersprechlich, daß alle unsere Gewißheit – sowohl die von den

⁹ A.a.O., S. 17f.

¹⁰ A.a.O., S. 18f.

mathematischen wie die von den metaphysischen Grundurteilen – »dem gewöhnlichen Vorurteil entgegen« lediglich auf subjektivem Grunde, nicht auf objektiven Kriterien beruhen kann.¹¹ Wir können niemals unsere Vorstellung mit dem Gegenstand, sondern immer nur unsere mittelbaren Urteile mit den unmittelbaren Erkenntnissen der Vernunft vergleichen und an ihnen messen. Da uns aber Erkenntnisse überhaupt nicht anders als durch innere Erfahrung zugänglich werden, so steht damit weiterhin fest, daß die Kritik des Erkennens nicht anders als psychologisch verfahren kann, d.h. daß sie selbst Wissenschaft aus innerer Erfahrung sei. Die Deduktion der metaphysischen Grundsätze ist also ein Geschäft der Psychologie. Es wird »möglich sein, ohne mit den philosophischen Principien selbst in abstracto zu operieren, sie auf empirischem Wege zu deducieren«.¹² Der inneren Selbstbeobachtung bleibt daher die letzte und höchste Entscheidung über unsere Erkenntnis überlassen. Diese »subjektive [...] Wendung aller Spekulation« überhebt uns aller vorlauten Zweifel und Fragen des abstrakten, reflektierenden Denkens. Dem Verfahren gegenüber, das hier geübt wird, ist »Skepticismus garnicht anzubringen«, »eben weil wir dabei ganz auf dem Boden der *Tatsachen* bleiben, die einem jeden zur Beobachtung offen liegen, ohne uns irgend auf metaphysische Erörterungen oder Hypothesen einzulassen«.¹³ Die einzige Voraussetzung, die wir hierbei machen müssen, ist das Faktum des Selbstvertrauens der Vernunft. Dieser Grundsatz »verdient allein den Namen eines kritischen (oder transcendentalen) Princip, sofern darunter ein Satz verstanden wird, der, ohne selbst metaphysisch zu sein, ein Kriterium | der Legitimität metaphysischer Sätze an die Hand giebt. Denn er enthält die Legitimation aller Sätze, die ihren Ursprung in der reinen Vernunft und mithin sich selbst als metaphysische Grundsätze erweisen können. [...] Jedes andere angeblich kritische Princip als der Grundsatz des Selbstvertrauens der Vernunft ist entweder zu eng, indem es unsere metaphysischen Befugnisse willkürlich einschränkt, oder zu weit, indem es die Ansprüche der Metaphysik ungebührlich ausdehnt«.¹⁴ So rührt z. B. »der Mangel an Konzentration in seiner [der Kantischen] Lehre« lediglich daher, daß ihr das hier entdeckte einheitliche Prinzip, das erst Fries mit Sicherheit ergriffen und bestimmt hat, noch fehlte.¹⁵ Die

¹¹ [A. a. O., S. 23.]

¹² A. a. O., S. 25 f.

¹³ A. a. O., S. 26 f. [Zitat S. 26].

¹⁴ A. a. O., S. 31.

¹⁵ A. a. O., S. 31 f. [Zitat S. 31].

ursprüngliche, vor der mittelbaren Erkenntnis der Reflexion schon vorausgehende Erkenntnis der Vernunft, die indessen keine Anschauung ist, sondern uns trotzdem nur mittels des reflektierenden Verstandes zu Bewußtsein kommt, blieb Kant verschlossen, womit ihm denn auch der eigentliche Grund der Apodiktizität in unseren Urteilen unklar blieb.¹⁶ »So sehr er [Kant] sich [daher] auch bemüht, di[e] »subjektive Deduktion« von der »objektiven« zu unterscheiden, so hat er doch, infolge des Mißverständnisses des Transcendentalen, ihre psychologische Natur verkannt und ihr, aus Furcht in die »physiologische Ableitung« zu geraten, eine irreführende objektive Wendung gegeben. – So hat er uns mit seiner Arbeit gleichsam nur ein Problem, ein Rätsel in die Geschichte der Philosophie geworfen, dessen Auflösung ihm selbst verborgen geblieben ist.«¹⁷

II.

Wir sind am Ende unserer Darstellung der Nelsonschen Lehre. Wir haben ihren Inhalt, ohne kritische Einwürfe und Zwischenbemerkungen, so genau und prägnant wie möglich wiederzugeben gesucht. Der Grundriß des Systems ist in den Sätzen, die wir bis hierher kennengelernt haben, endgültig entworfen und abgesteckt; was Nelson hinzufügt, sind nur noch rhetorische Ausschmückungen oder polemische Herzensergießungen. Nach den Verheißungen, die uns am Eingang empfingen, muß sich jetzt freilich ein Gefühl der Enttäuschung in uns regen. Dies also ist die entscheidende Entdeckung, die der Anarchie der philosophischen Schulen ein Ende machen und die Philosophie in den sicheren Gang der Wissenschaft leiten sollte; dies der Gedanke, der bisher von aller Spekulation | verkannt wurde, fortan aber als »konstitutive[s] Princip[...] der Metaphysik«¹⁸ gelten muß? Das »Vertrauen der Vernunft zu sich selbst«:¹⁹ nun, wir denken es nicht zu schmälern oder zu bekämpfen. Aber wir waren bisher der Meinung, daß die Philosophie, daß insbesondere die Erkenntniskritik die

¹⁶ A. a. O., S. 62 f.

¹⁷ A. a. O., S. 64.

¹⁸ [A. a. O., S. 69.]

¹⁹ [Immanuel Kant, Über die von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1791 ausgesetzte Preisfrage: welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibnitz's und Wolf's Zeiten in Deutschland gemacht hat?, in: Sämtliche Werke, Bd. VIII, Leipzig 1868, S. 522 (Akad.-Ausg. XX, 262).]

Aufgabe hätte, an Stelle des blinden Glaubens die Rechtfertigung der Prinzipien zu setzen, daß sie nicht nur die tatsächliche empirische Anwendung der logischen Grundsätze aufzuweisen, sondern auch deren Notwendigkeit und objektive Gültigkeit darzutun hätte. Jetzt sehen wir, daß ebendiese Ansicht das – Vorurteil ist, das uns von der unbefangenen Würdigung des Nelsonschen »Standpunktes« noch trennt. Um uns von diesem Vorurteil zu befreien, werden wir nicht nur unsere Anschauung vom Wesen der Philosophie, wir werden auch unsere Auffassung von ihrer geschichtlichen Entwicklung zu korrigieren haben. Glücklicherweise ist es Nelson selbst, der uns hierzu die Hand bietet, indem er seine theoretischen Erörterungen durch ein Schema ergänzt, in welchem er den bisherigen Fortgang oder vielmehr Irrgang der spekulativen Forschung beschreibt. Wenn Kant einmal den Gedanken einer »philosophischen Archäologie« ausspricht, die die »Fakta der Vernunft«, die sie aufstellt, dennoch nicht von der Geschichtserzählung entlehnt, sondern sie aus der »Natur der menschlichen Vernunft« selbst zieht: so sollen sich die bisherigen abstrakten Entwicklungen Nelsons daran bewähren, daß sie uns unmittelbar in den Stand setzen, das Schema dieser philosophischen Archäologie aufzustellen. »Dies Schema ist der Organisation der Vernunft selbst nachgebildet. Der psychologische Gesichtspunkt, nach dem es entworfen ist, verbürgt einerseits seine Vollständigkeit rücksichtlich der Mannigfaltigkeit aller möglichen historischen Formen, andererseits die Unabhängigkeit aller Momente seiner Einteilung von historisch gegebenen oder willkürlich erdachten Maßstäben. Es giebt uns daher einen sicheren Leitfaden an die Hand, an dem sich alle methodologisch bedeutsamen Fortschritte und Irrtümer in der Geschichte der philosophischen Wissenschaften nach Prinzipien übersehen und bis auf ihre Quelle in der Vernunft selbst zurückführen lassen.«²⁰ Man versteht die bisherige Gestaltung der Philosophie, wenn man sich gegenwärtig hält, daß sie das eigentliche Lösungswort, das alle Schwierigkeiten mit einem Schlage beseitigt, daß sie die unmittelbare Erkenntnis der Vernunft, die weder anschaulichen noch logischen Ursprungs ist, nicht zu begreifen und | herauszustellen vermochte. Ihr gelten als einzige Erkenntnisquellen Anschauung und Reflexion, womit sie »zwar der reinen Mathematik und Empirie [...] nicht aber dem Metaphysischen in unserer Erkenntnis« gerecht werden konnte.²¹ An diesem gemeinsamen Irrtum krankt der Platonismus wie der Aristotelismus und mit

²⁰ A. a. O., S. 55 f., Anm.

²¹ [A. a. O., S. 54.]

ihm alle seine Spiel- und Abarten, die er in der Entwicklung der Philosophie gezeitigt hat. Man suchte entweder die obersten Grundsätze zu beweisen, womit man in den Fehler verfiel, aus bloßer formaler Logik Metaphysik machen zu wollen, oder aber man erkannte ihre Unerweislichkeit, berief sich aber, um die Prinzipien doch nicht ohne Begründung zu lassen, auf die »mystische Fiktion« einer nichtsinnlichen, intellektuellen Anschauung. Wer schließlich beide Auswege verwarf, dem blieb nichts übrig, als die Realität dieser Prinzipien selbst zu leugnen und sich so einem schrankenlosen Empirismus in die Arme zu werfen. Aus diesen Erwägungen wird man die folgende graphische Darstellung der Philosophiegeschichte verstehen, die Nelson entwirft und die zu wertvoll ist, als daß wir sie hier den Lesern vorenthalten sollten (siehe das Schema Seite 12).

Wer sich in die Betrachtung dieser Figur versenkt, dem muß sich gleichsam sinnlich die Gewißheit aufdrängen, daß alle bisherigen Versuche, die Philosophie zu begründen, daß Rationalismus wie Mystizismus, Empirismus wie Apriorismus nur kindliche Vorstufen des wahren Systems gewesen sind. »Es läßt sich ohne Mühe zeigen, daß fast jeder selbständige spekulative Kopf in der Geschichte der Philosophie dieser Entdeckung mit größerer oder geringerer Deutlichkeit auf der Spur war, sich aber durch das seine Zeit beherrschende dogmatische Vorurteil hindern ließ, dieser Entdeckung nachzugehen. Platons göttliche Anschauung der Ideen, der *νοῦς* des Aristoteles, bei den Neueren Jacobis ›Offenbarung‹, Kants ›transcendentale Apperception‹, Reinholds ›unmittelbares Bewußtsein‹, Fichtes ›reines Ich‹, Schellings ›intellektuelle Anschauung‹ und so fort bis auf Windelbands ›Normalbewußtsein‹ und Rickerts ›Sollen als transcendentes Minimum‹, das alles sind nur mehr oder weniger unbeholfene Versuche, von der bloßen Reflexion zur unmittelbaren Erkenntnis der reinen Vernunft herüberzukommen.«²² Ob Nelson diese seine summarische Auffassung von der welthistorischen Entwicklung des Denkens von Fries, ob er sie insbesondere von Ernst Friedrich Apelt, einem der ersten und tiefsten Geschichtsschreiber der logischen und wissenschaftlichen Methodenlehre gelernt hat, das läßt sichfüglich bezweifeln. Was mich betrifft, so bekenne ich, selber noch zu »unbeholfen« zu sein, um selbst unter dem suggestiven Zwange des Nelsonschen Schemas den Fortschritt zu der neuen Geschichtsansicht sogleich vollziehen zu können. Befragen wir die allbekannten und unzweifelhaften Tatsachen der Geschichte selbst und sehen wir zu, welches Bild der philosophischen Gesamtentwicklung sich aus ih-

²² A. a. O., S. 53 f.

Das Nelsonsche »Schema«



nen ergibt. Hier finden wir denn mit einigem Erstaunen die »Entdeckung«, die Nelson an die Spitze stellt, als eigentlichen Ausgangs- und Anfangspunkt der Logik wieder. Daß Aristoteles, erfüllt von dem Vorurteil des logischen Dogmatismus, auch die Wahrheit der obersten Grundsätze nach dem Verfahren der »Reflexion« und des Syllogismus

zu beweisen unternommen habe, ist durchaus unzutreffend: Genau das Gegenteil ist der Fall. Einen »Mangel an Bildung« nennt er es, wenn man nicht zu unterscheiden vermag, von welchen Sätzen man einen Beweis suchen, von welchen man ihn nicht suchen solle. »Denn daß es von allem einen Beweis gebe, ist unmöglich, da dies ins Unendliche ginge, so daß es wiederum keinen Beweis gäbe.«²³ Aller syllogistischen Ableitung, allem synthetischen Fortschritt des Denkens müssen demnach nach ihm erste »unvermittelte« Gewißheiten bereits zugrunde liegen, die lediglich »durch sich selbst« erkannt werden (*δι' αὐτῶν γνωρίζονται*).²⁴ Und als psychologisches Korrelat dieser »unmittelbaren« Erkenntnisse (*ἄμεσα*) wird der Begriff der »Vernunft«, als eines eigenen, von allen sonstigen seelischen Funktionen streng gesonderten Vermögens, von Aristoteles geradezu geprägt. Von der Anschauung (*φαντασία*) wie von der abstrakten reflektierenden Denktätigkeit ist der *νοῦς*, der die obersten Prinzipien aller Wissenschaft zu seinem Gegenstand hat, gleich sehr unterschieden. Zugleich ist er der Möglichkeit des Irrtums überhoben: Die einfachen Grundlagen aller Erkenntnis kann man nur besitzen oder nicht besitzen; hat man sie aber einmal ergriffen, so ist eine Täuschung über sie fürderhin nicht länger möglich.²⁵ Wie diese Aristotelische Lehre sich innerhalb der griechischen Spekulation forterbte, wie sie sich zu dem stoischen System der notwendigen Grundbegriffe der Vernunft verdichtet hat, die keiner anderen Bürgschaft als der »allgemeinen Übereinstimmung« bedürfen; wie dieses System schließlich wiederum auf die Anfänge des modernen Rationalismus, besonders auf Herbert von Cherbury gewirkt hat: dies alles ist bekannt und braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden.²⁶

In neuer Form tritt uns der Gedanke sodann in der Lehre Descartes' entgegen. Das Kriterium der »klaren und deutlichen Perzeption« wird hier von neuem zum obersten Prinzip aller Gewißheit erhöht. Freilich erhält es nunmehr einen vertieften und originalen Sinn, da es den Zusammenhang bezeichnet, der zwischen der philosophischen Methodik Descartes' und seiner Grundlegung der Mathematik besteht. Die »dunklen Qualitäten« der Scholastik müssen

²³ Aristoteles, *Metaphysik* Γ 4, 1006 A [*»ὅλως μὲν γὰρ ἀπάντων ἀδύνατον ἀποδείξιν εἶναι (εἰς ἄπειρον γὰρ ἂν βαδίζοι, ὥστε μηδ' οὕτως εἶναι ἀπόδειξιν) [...]«*].

²⁴ Ders., *Analytica priora* B (Kap. 16), 65 A.

²⁵ Ders., *De anima*, III, 6, 430; ders., *Metaphysik* Θ 10, 1051 B.

²⁶ Vgl. hierzu Wilhelm Dilthey, *Die Autonomie des Denkens, der konstruktive Rationalismus und der pantheistische Monismus nach ihrem Zusammenhang im 17. Jahrhundert*, in: *Archiv für Geschichte der Philosophie* 7 (1894), S. 28–91.

aus der Naturerklärung schwinden: Nur was sich völlig in die »Evidenz« der ersten mathematischen Begriffe und Gründe auflösen läßt, soll uns fortan ein wahrhaftes und wirkliches Sein bedeuten. Die abstrakte Schlußfolgerung wird für die Ableitung der ersten mathematischen und metaphysischen Grundwahrheiten verworfen. Das Wissen, das wir von ihnen besitzen, stammt aus keinem syllogistischen Beweis, sondern es ruht ganz auf jener »inneren Erkenntnis«, die aller abstrakten logischen Zergliederung vorangeht.²⁷ Dennoch aber – und dies ist ein zweiter, nicht minder wichtiger Zug seiner Lehre – ist die Anschauung ihm keineswegs der zureichende Grund dieser Wahrheiten. Schon die mathematischen Begriffe und Urteile haben ihm, wenngleich sie sich auf das Gebiet des anschaulichen Seins beziehen, dennoch in ihm nicht ihre letzte Stütze: Arithmetik wie Geometrie gründen sich nicht auf die »Phantome der Einbildungskraft«, sondern lediglich auf die »klaren und distinkten Begriffe unseres Geistes«.²⁸ Die metaphysischen Begriffe vollends, die Gottesidee und die Idee des Unendlichen, werden prinzipiell jeder Möglichkeit einer direkten oder mittelbaren anschaulichen Erfassung entrückt und als Inhalte und Erzeugnisse des »reinen Verstandes« bezeichnet. Daß diese Inhalte uns nicht als fertige, psychische Daten mitgegeben sind, daß sie erst durch die Tätigkeit der Reflexion und des selbstbewußten Denkens erarbeitet und in unseren Besitz gebracht werden müssen: diese selbstverständliche Einsicht hat sich ein Descartes wahrlich nicht | verhehlt. Wenn Hobbes die Idee der »Seele« damit zu vernichten meinte, daß er darauf hinwies, daß sie uns nicht unmittelbar bekannt sei, sondern erst durch rationales Denken zustande komme (»ratione colligitur«), so erteilt Descartes ihm die bündige und schlagende Antwort, daß der Begriff der Seele gerade dadurch, daß er auf diese Weise erworben werden müsse, erst zur Idee in seinem Sinne werde.²⁹ Und dennoch ist es gerade dieser sein Grundbegriff der »klaren und deutlichen Perzeption«, der Descartes,

²⁷ René Descartes, *Responsio ad sextas objectiones*, in: *Œuvres*, hrsg. v. Charles Adam u. Paul Tannery, Paris 1897 ff., Bd. VII, S. 422–447; vgl. ders., Brief an den Herzog von Newcastle vom März oder April 1648, in: *Œuvres*, Bd. V, S. 133–139; S. 138 [»connaissance intuitive«] u. ö.

²⁸ Ders., Brief an Mersenne vom Juli 1641, in: *Œuvres*, Bd. III, S. 391–397; S. 395 [»[...] n'est nullement fondée sur ses fantomes, mais seulement sur les notions claires et distinctes de nostre esprit [...]«]; vgl. bes. *Responsio ad quintas objectiones*, in: *Œuvres*, Bd. VII, S. 347–412.

²⁹ Ders., *Objectiones tertiae cum responsionibus authoris*, in: *Œuvres*, Bd. VII, S. 171–196; ders., *Objectiones septimae cum notis authoris*, in: a. a. O., S. 449–561.

trotz aller seiner kritischen Tiefe und seiner methodischen Vorsicht, zuletzt wiederum in dem Bannkreis der Metaphysik gefangen hält. Jetzt erweist es sich alsbald, wie zweideutig und fragwürdig die bloße Behauptung einer unmittelbaren, nicht weiter zu rechtfertigenden Erkenntnis aus reiner Vernunft ist. Dasselbe Prinzip, das dazu ausersiehen war, die exakte Wissenschaft zu begründen und ihren eigentümlichen Vorzug zu bezeichnen, wird nunmehr der Ableitung von »Axiomen« dienstbar gemacht, die uns wieder mitten in die Scholastik zurückversetzen. Vor allem aber wird es innerhalb der Entwicklung der Cartesischen Schule deutlich, daß die Mängel des Wahrheitskriteriums es sind, die unaufhaltsam zu der stetigen Selbstauflösung des Systems hinführen. Der Begriff der klaren und deutlichen Perzeption wird zur eigentlichen geschichtlichen und sachlichen Krisis der Cartesischen Philosophie.³⁰ Fortan wird dieser Begriff nicht nur von den sensualistischen Gegnern bekämpft: Auch innerhalb des Rationalismus ist seine Rolle beendet. Leibniz spricht nur noch mit unverhohlenem Spott von denen, die statt jeder Rechtfertigung und jedes Beweises der obersten Grundsätze sich nur auf ihre klaren und deutlichen Ideen und deren innere psychologische Evidenz berufen. Aus der Polemik gegen eine derartige Auffassung entwickelt sich sein eigenes Ideal der Philosophie und sein System der »allgemeinen Charakteristik«. Die »unmittelbare« Erkenntnis im Sinne des Aristoteles ist somit nunmehr von beiden gegnerischen Parteien, die sich in der neueren Erkenntnistheorie gegenüberstehen, verlassen; wenn sie trotzdem noch nicht als völlig überwunden gelten kann, so liegt dies daran, daß sie einen letzten Halt- und Stützpunkt in | der schottischen Schule, in der Lehre Reids und Beatties findet.

Schärfer und bestimmter hebt sich jetzt das Prinzip der Gesamtanschauung heraus, da die Fragen der formalen Logik, die bei Aristoteles dennoch vorherrschten, hier bereits völlig durch psychologische Interessen abgelöst und verdrängt sind. Alle Beweisführung – so argumentiert Reid – muß von ersten Prinzipien anheben, für die kein anderer Grund angegeben werden kann als dies, daß wir durch die natürliche Beschaffenheit unseres Geistes (»the constitution of our nature«) gezwungen sind, ihnen zuzustimmen. Solche Prinzipien sind Teile unseres eigenen Wesens: Das vermittelnde Denken kann sie weder hervorbringen noch vernichten, noch auch den geringsten

³⁰ Vgl. die ausführliche Darlegung dieses Prozesses in meiner Schrift »Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit«, Bd. I [ECW 2], Buch 3, Kap. 2.

Schritt ohne sie tun. »Woher diese Prinzipien stammen, auf die ich all meine Schlußfolgerungen gründe, das weiß ich nicht; denn ich besitze sie länger als ich denken kann, aber ich bin sicher, daß sie zum Wesen meines Ich gehören und daß ich sie nicht ablegen kann.«³¹ Der Trieb, der mich an diese Grundsätze glauben lehrt, ist somit die letzte und notwendige Voraussetzung all unseres Wissens. Durch ihn werden wir sowohl der Realität der Außenwelt wie der Existenz unseres eigenen Ich gewiß, deren wir uns durch abstrakte Verstandestätigkeit niemals versichern könnten. So wissen wir etwa um den notwendigen Zusammenhang, der zwischen Ursache und Wirkung besteht, lediglich durch ein derartiges natürliches Prinzip, das wir in uns tragen. Der Grundsatz der Kausalität kann nicht aus der Induktion stammen; denn alle Induktion setzt, um gültig zu sein, den Gedanken, daß die Natur stets gleichförmig und nach einer bestimmten Regel verfare, voraus: Er kann ebensowenig – wie Hume treffend gezeigt hat – das Ergebnis rationaler Schlußfolgerung sein. So bleibt nur übrig, ihn auf einen psychologischen »Instinkt« zurückzuleiten, kraft dessen wir die künftige Erfahrung antizipieren.³² Das innere Zwangsgefühl, die »Suggestion«, die uns nötigt, zwei Elemente der Erfahrung a und b in das Verhältnis von Ursache und Wirkung zu setzen: sie ist die einzige und nicht zu überbietende Gewähr der Gültigkeit des Kausalbegriffs.

Überblicken wir diese geschichtlichen Betrachtungen, so bietet sich uns nunmehr ein etwas anderes Bild, als das »Schema« | Nelsons es uns gezeigt hat. Was er eine fundamentale Entdeckung nennt, das ist nicht nur seit den Tagen des Aristoteles ein Gemeingut der Philosophie: Es erweist sich auch, von den Anfängen der modernen Erkenntniskritik ab, immer deutlicher als ein gefährlicher Gemeinplatz, der durch den Fortschritt der wissenschaftlichen Analyse mehr und mehr zurückgedrängt wird. Nelson täuscht sich über die wahren geschichtlichen Ursprünge seines Systems, wenn er sich als Reformator der Friesschen Lehre fühlt: Was er in Wahrheit ergriffen und wiederhergestellt hat, das ist die altbekannte Philosophie des »Common sense«. Zwar wir behaupten nicht, daß es inhaltlich dieselben theoretischen und praktischen Grundsätze sind, für deren Geltung er eintritt. An einigen dieser »unmittelbar evidenten Wahrheiten« hat die Zeit, hat die Wissenschaft eine zu unerbittliche Kritik vollzogen, als daß man heute

³¹ Thomas Reid, *An Inquiry into the Human Mind. On the Principles of Common Sense*, Edinburgh 1765, S. 111 f. u. ö. [S. 111: »How or when I got such first principles, upon which I build all my reasoning, I know not; for I had them before I can remember: but I am sure they are parts of my constitution, and that I cannot throw them off.«].

³² A. a. O., S. 89 ff., 346 ff. u. ö.

versuchen könnte, sie von neuem zu behaupten. Aber die Methode, nach welcher die Prinzipien aufgestellt und gegen alle Einwendungen verteidigt werden, ist die alte geblieben: Und die Methode allein ist es, die nach Nelsons eigenem Urteil über den wahren Charakter einer Philosophie entscheidet.

III.

Stellen wir uns, um zunächst dieses geschichtliche Urteil zu begründen, die Argumente, die Nelson für seine unmittelbare Erkenntnis der Vernunft anzuführen weiß, noch einmal einzeln vor Augen. Durch seine Schrift zieht sich, wie wir gesehen haben, die Unterscheidung zweier heterogener Erkenntnismittel: der Anschauung und der Reflexion. Wenn jene für sich genommen unfehlbar und keinem Truge unterworfen ist, so befinden wir uns mit dieser in dem Gebiet bloßer Wahrscheinlichkeit; wenn für jene keine tiefere Begründung als ihre eigene Sicherheit gesucht zu werden braucht, so muß diese mühsam und beschwerlich auf den Krücken des Beweises fortschreiten. Das Auszeichnende der »psychologischen« Methode liegt eben darin: daß sie die Reflexion, die sie nicht zu entbehren vermag, dennoch Schritt für Schritt durch die Vergleichung mit der unmittelbaren Anschauung kontrolliert und bewährt. Hier bleiben wir ganz »bei der Beobachtung, d. h. bei der Erkenntnis durch Sinnesanschauung, stehen. Wir entfernen uns also nicht in das Gebiet abstrakten Denkens und verlieren uns überhaupt nicht in die Spitzfindigkeiten und Grübeleien mittelbarer Beweisverfahren, die der Gefahr des Irrtums umsomehr ausgesetzt sind, je mittelbarer sie sind, je weiter sie sich von der Anschauung entfernen. Je näher wir bei dieser, in unserem Falle der Selbstbeobachtung, bleiben, desto weniger sind wir logischen Fehlern ausgesetzt, und desto leichter lassen sich Fehler, wo sie dennoch vorkommen sollten, aufdecken und verbessern. Auch kommen wir so nicht in Gefahr, uns auf bloße Wahrscheinlichkeiten einzulassen. Denn alle Wahrscheinlichkeit gehört, wie der Irrtum, nur der Reflexion und beruht auf unvollständigen Schlüssen. Die Anschauung dagegen, von der wir uns nicht entfernen und auf die wir immer zurückgehen, ist überhaupt nicht der Ungewißheit unterworfen, also auch nicht den verschiedenen Graden der Wahrscheinlichkeit.«³³ Es ist genau diese Grundansicht, die in der Erkenntnistheorie der Schottischen Schule herrschend ist und die sich in all ihren Schriften gleich-

³³ Nelson, Die kritische Methode, S. 27.

lautend wiederfindet. Was Nelson hier Anschauung nennt: dies und nur dies bezeichnet und bestimmt Beattie durch den Begriff des »common sense«.³⁴ Nun scheint es zwar bei Nelson, als ob hie und da gegen ein derartiges Verfahren Bedenken sich regen wollten. Er selbst spricht es aus, daß »[j]edes Pochen auf die Unerschütterlichkeit unserer Überzeugungen [...] nur gewalttätiges Parteimachen [ist], das wohl zur Überredung, aber nie zur Überzeugung führen kann«; er selbst verlangt nach einem Kriterium, durch welches wir uns »über das nur Faktische unserer Gedanken und Gefühle [zu] erheben« und die psychologischen Tatsachen »gegen den Zweifel sicher [zu] stellen« vermögen.³⁵ Aber welches gedankliche Mittel bietet er uns zuletzt, um dieses Ziel zu erreichen? Das erste Verfahren, das er einschlägt, bezeichnet er selbst als eine | Beweisführung ad hominem: Es vermag lediglich zu zeigen, daß bestimmte Grundsätze in den Beurteilungen des täglichen Lebens im steten Gebrauch sind und in ihnen implizit beständig vorausgesetzt werden. Diese Methode aber ist genau diejenige, die Reid gegen Hume befolgt und die ihm Kant mit scharfen Worten vorgehalten hat. »Man kann es, ohne eine gewisse Pein zu empfinden, nicht ansehen, wie so ganz und gar seine Gegner, Reid, Oswald, Beattie und zuletzt noch Priestley den Punkt seiner Aufgabe verfehlten, und indem sie immer das als zugestanden annahmen, was er eben bezweifelte, dagegen aber mit Heftigkeit und mehrentheils mit grosser Unbescheidenheit dasjenige bewiesen, was ihm niemals zu bezweifeln in den Sinn gekommen war, seinen Wink zur Verbesserung so verkannten, dass alles in dem alten Zustande blieb, als ob nichts geschehen wäre. Es war nicht die Frage, ob der Begriff der Ursache richtig, brauchbar und in Ansehung der ganzen Naturerkenntniss unentbehrlich sei, denn dieses hatte Hume

³⁴ »[...] if that faculty by which we perceive truth in consequence of a proof, be called *Reason*, surely that power by which we perceive self-evident truth, ought to be distinguished by a different name. Some philosophers of eminence have given it the name of *Common Sense*; and as the term seems not improper, we shall adopt it. [...] The term *Common sense* [...] signif[ies] that power of the mind which perceives truth, or commands belief, not by progressive argumentation, but by an instantaneous, instinctive and irresistible impulse; derived neither from education nor from habit, but from nature [...] according to an established law [...] That there is a real and essential difference between these two faculties; that common sense cannot be accounted for, by being called the perfection of reason, nor reason, by being resolved into common sense, will appear from the following considerations. [...]« James Beattie, *An Essay on the Nature and Immutability of Truth; in Opposition to Sophistry and Scepticism* (Teil 1, Kap. 1), Edinburgh 1770, S. 32 u. 41 f.

³⁵ Nelson, *Die kritische Methode*, S. 14 f.

niemals in Zweifel gezogen; sondern ob er durch die Vernunft *a priori* gedacht werde und, auf solche Weise, eine von aller Erfahrung unabhängige innere Wahrheit, und daher auch wohl weiter ausgedehnte Brauchbarkeit habe, die nicht bloß auf Gegenstände der Erfahrung eingeschränkt sei, hierüber erwartete *Hume* Eröffnung. Es war ja nur die Rede von dem Ursprunge des Begriffs, nicht von der Unentbehrlichkeit desselben im Gebrauche; wäre jenes nur ausgemittelt, so würde es sich wegen der Bedingungen seines Gebrauches, und des Umfangs, in welchem er gültig sein kann, schon von selbst gegeben haben.«³⁶ Neben der Berufung auf die tatsächliche Anwendung des Kausalprinzips aber bleibt Nelson kein anderer Weg als der der unmittelbaren Selbstbeobachtung übrig, und auf ihn werden wir denn auch zur Ergänzung des anfänglichen regressiven Verfahrens fort und fort verwiesen. In der Tat: Wenn es möglich wäre, die Zweifel der Vernunft durch sanften Zuspruch oder durch rauhes Poltern, durch linde Beschwichtigungsmittel oder drohende Beschwörungsformeln zum Schweigen zu bringen, so müßte man Nelson den Preis der Methode zugestehen. Keines dieser Mittel hat er unversucht gelassen, und in kunstvollem Aufbau steigern und verstärken sich die rhetorischen Akzente. Es ist noch das Geringste, wenn er demjenigen, der der Zuverlässigkeit seiner Vernunft nicht traut, den tröstlichen Rat gibt, »sich an die Psychiater« zu wenden und »die Philosophen in Ruhe« zu lassen.³⁷ Wer nach diesem Ausspruch noch nicht | völlig überzeugt sein sollte, für den hält er noch kräftigere Mittel in Bereitschaft. »Sich [...] gegen diese *Methode* [der psychologischen Deduktion der Grundsätze] zu sträuben, das ist nur der Sport derer, die fürchten müssen, daß doch noch einmal Philosophie als evidente Wissenschaft dem Spiel ihrer eigenen spekulativen Weisheit ein Ende machen könnte, ohne zu bedenken, daß, wer die Herrschaft der Vernunft ablehnt, sich dadurch nur mit dem Blödsinnigen auf eine Stufe stellt.«³⁸ Vor sachlichen Argumenten von solcher Kraft und Eindringlichkeit gibt es freilich kein Entrinnen mehr. Nur eine Bemerkung sei uns noch verstattet: daß sich nämlich hier ein Mißverständnis eingeschlichen hat. Es ist nicht die Vernunft überhaupt, der wir mißtrauen: Es ist nur seine, Herrn Nelsons Vernunft, zu der wir nicht das gleiche unbedingte Vertrauen wie er selber zu fassen vermögen.

³⁶ [Immanuel Kant, Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können, in: Sämtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge, hrsg. v. Gustav Hartenstein, Bd. IV, Leipzig 1867, S. 1–131: S. 6f. (Akad.-Ausg. IV, 258 f.).]

³⁷ Nelson, Die kritische Methode, S. 33.

³⁸ A. a. O., S. 35.

Aber im Ernst gesprochen: Kann es eine gröbere Verwechslung geben, als zu glauben, daß derjenige die Herrschaft der Vernunft ablehnt, der nach der Beglaubigung und den Rechtstiteln dieser Herrschaft fragt? Dann hätten freilich die tiefsten spekulativen Geister aller Zeiten, dann hätten Platon und Kant sich und uns nutzlos bemüht. »Ich kenne keine Untersuchungen«, so urteilt Kant, »die zu Ergründung des Vermögens, welches wir Verstand nennen, und zugleich zu Bestimmung der Regeln und Grenzen seines Gebrauchs wichtiger wären, als die, welche ich in dem zweiten Hauptstücke der transscendentalen Analytik, unter dem Titel der *Deduction der reinen Verstandesbegriffe*, angestellt habe; auch haben sie mir die meiste, aber, wie ich hoffe, nicht unvergoltene Mühe gekostet.«³⁹ Armer Kant! Was Dir die tiefste philosophische Sorge und die ernsteste Schwierigkeit war, das ist in Wahrheit ein bloßes Phantom gewesen, mit dem Deine Einbildungskraft Dich narrte! Denn dies ist in der Tat nach Nelson der prinzipielle Fehler Kants, daß er »ganz bei der Reflexion stehen [blieb] und [...] sogar [!] selbst wieder einen Beweis der metaphysischen Grundsätze [versuchte], den er den transcendentalen nannte«.⁴⁰ So hat Nelson mit einem einzigen absoluten Machtspruch die Vernunftkritik um ihr eigentliches Zentrum gebracht. Wenn er sie auch fürderhin als Grundlage der echten Philosophie anerkennen und dulden will, so ist dies lediglich eine seltsame Inkonsequenz. Denn man höre, in welchem Sinne sie nunmehr aufgefaßt und ausgedeutet wird. Ihr Grundmangel – dies sahen wir bereits – liegt darin, daß sie bis zu der Einsicht in die »unmittelbare Erkenntnis der | Vernunft« nicht vorzudringen vermochte. Diese Erkenntnis allein ist »jenes verborgene ›X, worauf sich der Verstand stützt« und das den Grund der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori aus bloßen Begriffen bildet. Weil er diesen Grund und Halt, nach dem er beständig suchte, nicht finden konnte; darum macht Kant den vergeblichen Versuch, die Reflexion sich selbst ihre Wahrhaftigkeit verbürgen zu lassen durch die analytische Beziehung zwischen der Erfahrung und ihren Grundsätzen.«⁴¹ Man begreift hier die plötzliche Milde in Nelsons Urteil nicht, die von seiner sonstigen Art so merkwürdig absticht. Wie? Kant hätte eine Lehre nur »nicht gefunden«, sie also doch von weitem gehant und in allgemeinsten Umrissen erfaßt, die er in Wahrheit, wie die geschichtlichen Zeugnisse unzweideutig beweisen, mit bewußter Entschiedenheit von sich abgewehrt hat? Wenn das ein-

³⁹ [Kant, Kritik der reinen Vernunft (Vorrede zur ersten Aufl.), S. 9.]

⁴⁰ Nelson, Die kritische Methode, S. 61.

⁴¹ A. a. O., S. 63.

geräumt wird – so spricht er selbst sich aus –, daß man synthetische Sätze, so evident sie auch sein mögen, »ohne Deduction, auf das Ansehen ihres eigenen Ausspruchs, dem unbedingten Beifalle aufheften dürfe, so ist alle Kritik des Verstandes verloren; und da es an dreisten Anmassungen nicht fehlt, deren sich auch der gemeine Glaube, (der aber kein Creditiv ist,) nicht weigert, so wird unser Verstand jedem Wahne offen stehen, ohne dass er seinen Beifall denen Aussprüchen versagen kann, die, obgleich unrechtmässig, doch in eben demselben Tone der Zuversicht als wirkliche Axiomen eingelassen zu werden verlangen. Wenn also zu dem Begriffe eines Dinges eine Bestimmung a priori synthetisch hinzukommt, so muss von einem solchen Satze, wo nicht ein Beweis, doch wenigstens eine Deduction der Rechtmässigkeit seiner Behauptung unnachlasslich hinzugefügt werden«⁴² – eine Deduktion, die im Kantischen Sinne, wie nicht mehr gesagt zu werden braucht, stets nur aus dem Begriff der Möglichkeit der Erfahrung geführt werden, nicht aber die bloße psychologische Aufweisung eines Satzes in der inneren Beobachtung bedeuten kann. Es ist ein seltsames Schicksal, daß die Vernunftkritik hier als Vorbereitung einer Lehre bezeichnet wird, deren endgültige Überwindung sie sein will. Die Behauptung unmittelbar gewisser Vernunft-erkenntnisse aus reinen Begriffen: dies und nichts anderes ist es, was Kant als Dogmatismus enthüllt und bekämpft. Wäre er bei dieser Behauptung stehengeblieben, so | wäre er in der Tat dem Rationalismus der Wolffschen Schule nicht entwachsen, so wäre er über die Berufung auf das eingeborne »natürliche Licht« nirgend hinausgekommen. Für Nelson bot sich, wenn er sachlich verfahren wollte, ein doppelter Weg. Er hätte an der Kantischen Lehre ganz vorübergehen, er hätte seine eigene Auffassung unabhängig von ihr darstellen und ausbauen können. Oder aber er hätte die kritischen Einwände Kants berücksichtigen, zugleich aber im einzelnen mit Beweisgründen, nicht mit bloßen Beteuerungen dartun müssen, daß sie unhaltbar sind. Der Versuch aber, Kant als den ersten Begründer einer Ansicht zu feiern, die das grade Widerspiel seiner Methode ist: dieser Versuch muß notwendig scheitern, solange jemand die »Kritik der reinen Vernunft« auch nur zu lesen versteht.

⁴² Kant, Kritik der reinen Vernunft, S. 204 [B 285 f.].

IV.

Aber warum sich bei der Frage aufhalten, ob die Nelsonsche Lehre kantisch oder nichtkantisch ist, ob sie die Fortsetzung oder der Gegensatz zur Methode der Vernunftkritik ist? Ob sie richtig und begründet, ob sie für die tiefere Erfassung des Erkenntnisproblems fruchtbar ist: dies allein ist es, worauf wir zu achten haben. In der Tat hätten wir jene erste Frage gern vermieden, wenn sie uns nicht von Nelson selbst auf Schritt und Tritt aufgedrängt worden wäre. Aber lassen wir sie jetzt einmal ganz beiseite, um nur den systematischen Erörterungen nachzugehen, die Nelson uns darbietet. Hier muß ich nun vor allem bedauern, daß er selbst, soviel ich sehe, uns kein einzelnes konkretes Beispiel für einen jener Grundsätze gegeben hat, die, ohne durch logische Beweise verbürgt zu werden, dennoch unmittelbar gewiß sein sollen. Die Betrachtung hätte sich alsdann an dieses Beispiel halten, sie hätte an ihm prüfen können, ob der psychologische Schein der »Evidenz« auch wahrhaft in der Sache gegründet oder vielleicht nur ein subjektives Vorurteil sei. Nun nennt Nelson einmal das Prinzip der Erhaltung der Energie als einen jener unbeweisbaren Grundsätze, der denn auch tatsächlich nicht auf dem Wege der Induktion, sondern auf dem Wege rein logischer Zergliederung und Abstraktion gefunden worden sei. Indem Helmholtz sich die Frage vorlegte: »Wie müssen die höchsten Obersätze der Naturwissenschaft beschaffen sein, wenn ein perpetuum mobile unmöglich sein soll« – gelangte er damit zur Aufstellung seines Grundprinzips. Aber Nelson fügt | sofort hinzu, daß dieser Weg der Auffindung nicht auch schon der der ausreichenden Begründung sein könne. »[...] denn es fällt keinem besonnenen Naturforscher ein, die Gültigkeit des Energiegesetzes von dem Grade der Gewißheit eines solchen empirischen Satzes [wie es der Satz von der Unmöglichkeit eines Perpetuum mobile ist] abhängig machen zu wollen. Vielmehr schreibt er es umgekehrt seinen Beobachtungen als Bedingung ihrer Gültigkeit vor, es gilt ihm als Norm und Regulativ für seine Induktionen. Durch Erfahrung können wir also ein derartiges Princip nicht beweisen, a priori beweisbar ist es aber ebensowenig, sofern es wirklich ein Grundsatz ist. Wodurch sollen wir es denn aber als solchen beglaubigen, und es schützen, wenn sich der Zweifel dagegen kehrt?«⁴³

Ich gestehe offen, daß ich die Antwort auf diese Frage, so begierig ich nach ihr gesucht habe, an keiner Stelle der Nelsonschen Schrift

⁴³ Nelson, Die kritische Methode, S. 12 f.

zu entdecken vermochte. Hier klafft eine Lücke, die durch die späteren Erörterungen nirgends ausgefüllt wird. Denn was bei Nelson als Ergänzung des anfänglichen, regressiven Verfahrens folgt, reicht für unser Problem nicht im entferntesten aus. Außer dem logischen Beweis, der hier ja ausgeschlossen werden soll, unterscheidet er noch zwei Arten der Begründung: »Demonstration« und »Deduktion«. Die erstere, kraft deren wir die Grundurteile der empirischen und mathematischen Wissenschaften rechtfertigen sollen – die also, wie es scheint, hier einzig und allein in Betracht kommt –, besteht darin, daß wir eine bestimmte Aussage auf eine anschauliche Erkenntnis in uns zurückführen, die für sich und unmittelbar einleuchtend ist. So haben wir alle geometrischen Sätze begründet, wenn wir sie auf die Axiome der Geometrie und damit auf einen von der Willkür des Urteilens unabhängigen Grund zurückgeführt haben.⁴⁴ Glaubt aber Nelson wirklich eine derartige direkte Anschauung, die uns der Wahrheit des Energieprinzips versicherte, auf psychologischem Wege in uns nachweisen zu können? Und glaubt er weiter, daß irgendein Naturforscher ihm hierin folgen und die eigentliche Begründung seiner Grundsätze fortan in der »inneren Erfahrung« suchen werde? Oder gehört vielleicht der Gedanke der Erhaltung der Energie – um auch diese dritte Möglichkeit zu erwägen, da sich bei Nelson eine bestimmte Entscheidung hierüber nicht finden läßt – zu den »metaphysischen« Grundsätzen, die sich weder durch einen Beweis noch auch in einer direkten Anschauung beglaubigen lassen sollen, die aber den|noch, wenn sie kraft der Reflexion einmal zu deutlichem Bewußtsein erhoben worden sind, nicht minder gewiß und unmittelbar evident sein sollen? Aber auch damit wäre nichts gewonnen: Denn immer würde hier ein »a priori« behauptet, das nur auf eine »innere Stimme«, auf ein bloßes psychisches Zwangsgefühl hin geglaubt und anerkannt werden müßte. Die »exakte« psychologische Zergliederung sieht sich hier letzten Endes auf eine Instanz hingewiesen, auf die jegliche Art der Mystik sich von jeher berufen und auf die sie ihre Ansprüche gestützt hat. Den empiristischen Einwänden ist damit Tür und Tor geöffnet. Nelson sieht einen entscheidenden Vorzug seiner Lehre darin, daß sie allein den »alle Philosophie zerstörenden Empirismus« abzuwehren und endgültig zu bewältigen vermöge.⁴⁵ In Wahrheit indes ist er es, der die Prinzipien der empiristischen Deutung und Kritik rettungslos preisgibt: Die gewöhnlichsten und bekanntesten Einwürfe, wie sie etwa ein John Stuart Mill gegen die

⁴⁴ A. a. O., S. 17, 21 u. ö.

⁴⁵ A. a. O., S. 67 f. [Zitat S. 67].